

der ihn bat, sofort zu kommen; es gehe ihm sehr schlecht. Sem folgte dem Ruf unverzüglich.

Boldini hatte eine wahre Theaterszene arrangiert, um Sem an seinen Tod glauben zu machen. Er hatte brennende Kerzen um sein Bett aufgestellt, auf dem er reglos, mit gefalteten Händen lag; die Tür war absichtlich offen geblieben. Sem war sehr ergriffen; erfüllt davon, daß es seine heilige Pflicht war, die Züge des Freundes ein letztes Mal festzuhalten, zog er sein Skizzenbuch aus der Tasche und näherte sich dem Lager. In diesem Augenblick schleudert Boldini die Decken zurück, springt vom Bett auf und steht splitterfasernackt vor Sem. Mit vollendetem Phlegma sagte dieser zu dem verdutzten Boldini:

»Rühren Sie sich nicht! Die Pose ist ausgezeichnet.«

Sobald in Deauville die Saison begann, vereinigte sich das Trio Sem, Helleu und Boldini und hielt dort seine Versammlung in der berühmten Rue de Paris ab. Helleu war ganz Gentleman: seine Korrektheit mahnte an englische Haltung, sein Talent dagegen ließ ihn den französischen Malern des 18. Jahrhunderts verwandt erscheinen. Er war äußerst bescheiden. Mit sehr schnellen Strichen hielt er die flüchtigen Silhouetten der eleganten Frauen fest. Aber seine Zeichnungen hatten nichts Überstürztes, was man nach Degas' Äußerung: »Helleu ist ein Watteau mit Dampftrieb« leicht vermuten könnte.

Sem aß eines Abends bei mir. Ich hatte gerade zuvor in seinem Atelier auf einem Fach eine recht beachtliche Reihe von Flaschen gesehen. Auf den Etiketten las ich: Whisky, Genever, Kümmel, Fin Napoleon ... Ich mobilisierte deshalb meinerseits die wenigen Spirituosen, die ich im Keller hatte, und entschuldigte mich bei meinem Gast, daß meine Vorräte so gering wären:

»Ach, Sie wissen nicht, daß ich nur Wasser trinke?«

»Und all die Flaschen, die ich bei Ihnen gesehen habe?«

»Das sind Reklameflaschen für die Annoncen, die ich zeichnen muß.«

Ich habe schon erzählt, daß der Maler La Touche mich beauftragt hatte, Degas zu fragen, wo er seine Pastellstifte kaufe. Ein angesehenener Kritiker, Roger-Milès, stellte eine ähnliche Frage:

»Wie macht das nur der Teufel, der Redon, um so viel Tiefe in das Dunkel seiner Lithographien zu bringen, und woher nimmt er das Samtartige in seinen Kohlezeichnungen?«

Redon lachte, als ich ihm diesen Ausspruch erzählte:

»Sagen Sie Roger-Milès, daß ich das erreiche, indem ich ein saftiges Beefsteak verspeise und einen guten Wein dazu trinke.«

Redon stammte noch aus einer Zeit, in der man den Wein nicht verachtete. Er war aus der Gegend von Bordeaux gebürtig, wo seine Familie einen Weinberg besessen hatte. Als er eines Abends bei mir aß, sagte er anerkennend:

»Ihr Wein ist sehr gut. Haben Sie ihn selbst ausgesucht?«

»Natürlich!«

»Ich wußte ja gar nicht, daß Sie so ein Kenner sind.«

»Dieses Zeugnis hat mir schon einmal ein bekannter Feinschmecker ausgestellt. Nach der Versteigerung des Kellers *Grand Véfour* beglückwünschte er mich zu meinen Einkäufen: ‚Ich will Ihnen das gern erklären‘, antwortete ich ihm. ‚Ich stand hinter Ihnen und habe Sie beobachtet, wie Sie abwechselnd aus der kleinen Silbertasse tranken und Käsestückchen aßen. Anschließend habe ich mir einfach zwei oder drei Kisten von dem gleichen Wein ersteigert, den Sie gekauft hatten.‘«

Redon schien mit seinen Sammlern einen Kontrakt geschlossen zu haben, demzufolge er sich als ihren Schuldner betrachtete. Im Gegensatz zu Degas ging er allerdings nicht so weit, zu behaupten, daß es eine Lebensnotwendigkeit sei, Bilder zu besitzen. »Wer meine Bilder kauft«, pflegte er zu sagen, »ist mir geistig befreundet.« Von da ab bis zu der Überzeugung, daß er um seiner selbst willen geliebt wurde, war es nur noch ein Schritt. Eines Tages bestellte ich bei Redon eine lithographierte Mappe, die *Apokalypse*. Er erbat zehn Exemplare für sich persönlich und fügte nicht ohne Stolz dazu:

»Ich reserviere immer etwa zehn Exemplare meiner Arbeiten für meine Sammler, und ich achte sehr darauf, daß ihre Sammlungen vollständig sind.«

»Nichts lieber als das! Soll ich die Blätter für Sie verkaufen? Ich garantiere, es würde Ihnen das Doppelte einbringen.«

»Nein, danke, meine Sammler würden außer sich sein, wenn ich ihnen meine Arbeiten nicht selber verkaufte, und wenn sich die Preise verändert hätten. Ich kann mich wirklich nicht beklagen. Wenn ich an den armen Bressin denke, der nie mehr als einen Franc für seine Zeichnungen erhielt! Meine Lithographien werden mit sieben Francs fünfzig das Stück bezahlt.«

Auf Grund dieser Treuherzigkeit blieben die Werke Redons lange Zeit so niedrig im Preis. Man zahlte hundert Francs für seine wundervollen Zeichnungen, sieben Francs fünfzig für eine Lithographie. Einer der Mäzene, der Redon mehr in bewundernden Worten als in klingender Münze zahlte, der Besitzer eines bekannten Krawattenladens in der Rue du Sentier, hatte ein Mittel gefunden, um noch andere Vorteile aus seinen Beziehungen zu den Künstlern zu gewinnen. Hatte er Redon eines seiner Werke abgekauft, so sagte er zu ihm:

»Sie holen sich Ihre hundert Francs doch bei mir ab?«

Und er verabredete mit ihm den Tag, an dem seine Frau empfing.

»Nehmen Sie eine Tasse Tee?« fragte ihn die Frau des durchtriebenen Krawattenhändlers.

So konnte dieser auf billige Weise die Eitelkeit seiner Frau befriedigen, die sich gern rühmte, einen künstlerischen Salon zu haben.

Alles wendete sich für den Maler zum Besseren als ein Bilderhändler aus der Rue de la Boétie sich entschloß, Werke von Redon in seinen Schaufenstern auszustellen und viel höhere Preise als die bisher üblichen zu verlangen. Die Pastelle wurden verkauft, kaum daß sie in der Auslage zu sehen waren. Dieses Beispiel wurde schnell von anderen Bilderhändlern befolgt, zur großen Enttäuschung von Redons Kunden.

Graf P. sprach mich darauf an:

»Stellen Sie sich so etwas vor! Ich sehe mir in der Rue de la Boétie ein Blumenstück an, wie es mir Redon immer selber für zweihundert Francs überlassen hat. Da kommt so ein ahnungsloser Fremder herein und scheint gar nicht erstaunt, daß man ihm fünfzehnhundert Francs dafür abverlangt.«

Redon selbst war mehr überrascht als entzückt über das Steigen der Preise.

»Man bietet mir jetzt solche Summen an«, sagte er zu mir, »daß ich nicht weiß, ob es anständig ist, sie anzunehmen. Und dann noch etwas; glauben Sie, daß die heutigen Käufer die Bilder, die sie kaufen, lieben? Manchmal habe ich etwas Heimweh nach meinen alten Kunden. Ich gebe zu, daß sie mich ein wenig ausgebeutet haben, aber dafür sagten sie so reizende Dinge ... allerdings braucht sich meine Frau jetzt nichts mehr abzuzwacken, wenn sie mir ein paar Nelken kaufen will.«

Blumen! Selbst zu der Zeit, als es in seinem Haushalt am ärmlichsten zugeing, stand immer ein Blumenstrauß in seinem Atelier. Aber der An-

blick von Blumen allein genügte Redon nicht. Er liebte es ebenso sehr, schöne Gesichter um sich zu haben; Madame Redon sorgte deshalb dafür, daß sich in ihrem Salon immer hübsche Frauen einfanden. Redon rühmte die geistige Kultur und nannte sie wichtig für jedermann, ganz besonders aber für die Künstler.

»Ich besuchte eines Tages einen meiner Freunde in der *Ruche*«, erzählte er mir; »Sie kennen doch diese Künstlerkolonie? Vor einem Atelier zu ebener Erde blieb ich stehen. Durch die offene Tür sah man einen Esel, der dem Maler als Modell diente. Daneben saß eine junge Frau mit einer Stickerei. Es wirkte wie das Gemälde eines Primitiven. Auf einem Tisch standen Tulpen, ein Buch lag dabei, an dessen vergriffenem Einband man sah, daß darin viel gelesen wurde. ‚Das paßt gut zusammen!‘ dachte ich bei mir.«

Nicht ohne Scheu klopfte ich an Whistlers Atelier, um von ihm eine Lithographie für meine Mappe der *peintres-graveurs* zu erbitten. Der berühmte Künstler galt für äußerst ungesellig, mich jedoch empfing er auf eine Weise, die mich tief rührte. Denn schließlich war ich damals ja nur ein unbekannter junger Mann, der den großen Meister, von dem selbst das geringste Blatt hoch geschätzt wurde, um seine Mitarbeit bitten wollte.

In seinem Atelier war kein einziges Bild zu sehen. Ich machte einige schüchterne Versuche, um zu erreichen, daß der Künstler mir einige seiner Werke zeigte; aber er dachte an diesem Tag nur an einen Prozeß, der gegen ihn anhängig gemacht worden war. Whistler hatte für ein Porträt einen Preis verlangt, den er bei längerer Überlegung zu niedrig fand. Der Käufer lehnte aber jede Nachzahlung ab, und so zerstörte Whistler kurzerhand die Leinwand. Er glaubte sich dazu berechtigt, da er die Summe zurückgezahlt hatte. Der Auftraggeber aber ließ das nicht gelten, weil Whistler den Scheck kassiert hatte, bevor er das Geld zurückgab. Damit hatte er nach Ansicht des Käufers und des Gerichts sein Einverständnis mit dem Preis bekundet. Kurz, Whistler war wütend. Er setzte mir lang und breit auseinander, was ihm nach seiner Ansicht das Recht gab, eines seiner Werke zu zerstören, wenn es ihm paßte.

Ich war gerade im Begriff, zu gehen, da sagte er:

»Wollen Sie nicht zum Mittagessen bleiben? Ich teile mein Kotelett mit Ihnen.«